

DIE ZEIT – Darauf einen doppelten Laphroaig

Bittner / Wüst

DIE ZEIT

40/2003

Vernebelungsversuch Foto: hiepler, brunier für ZEIT Leben

Darauf einen doppelten Laphroaig

Beim Whisky kommt es vor allem darauf an, wo man ihn trinkt. Diesseits der Highlands sind geschmackvolle Orte nicht so leicht zu finden

Von Jochen Bittner und Alain-Xavier Wurst

Unser Freund Ossi will nicht mehr. Mit fuchtelnden Armen steht er im Eingang seiner Malt-Whisky-Bar, der kleinen, gemütlichen Zufluchtsstätte im Schatten des Hamburger Michels. »Ich kann das nicht mehr!«, schreit er. »Ich will das nicht mehr! Haut ab!« Ossi!, sagen wir, es ist Samstagabend, kurz nach neun.

»Das ist mir egal! Wenn ich irgendwann vorm lieben Gott stehe und der mich fragt, was ich mit meinem Leben angestellt habe, was soll ich denn da sagen? Dass ich die Leute voll gemacht habe?«

Ja, Ossi, wir finden, das kannst du dann ruhig sagen. So, und jetzt lass uns rein. »Nix. Schluss. Geht woandershin. Hier ist dicht.«

Woandershin. Das sagt sich so leicht. Klar, wir können auch woanders einen Whisky trinken. Aber der wird nicht so gut schmecken wie bei Ossi. Whisky zu genießen ist eine komplizierte Sache. Es gibt nur ganz wenige Plätze auf der Welt, an denen das geht. Machen Sie mal folgendes Experiment: Besorgen Sie sich eine Flasche zehn oder zwölf Jahre alten schottischen Malz-Whisky, zum Beispiel einen Laphroaig von der Hebrideninsel Islay. Stellen Sie sich damit an einem späten Freitagnachmittag an den Bahnsteig eines Großstadtbahnhofs, und nehmen Sie einen Schluck. Ein schmierig-gummiartiger Geruch wird Ihnen aus einer urinfarbenen Flüssigkeit entgegenschlagen. Sie wird schmecken wie eine Mischung aus Aspirin und Dieselöl.

Wiederholen Sie das Ganze an einem frühen Samstagabend vor dem Feldsteinkamin eines schottischen Bauernhauses, in dem ein Feuer aus Torfschollen lodert. Der Laphroaig wird Ihnen vielleicht immer noch ein bisschen schweflig vorkommen. Aber Ihre Nase wird glauben, Sie stünden an einem verträumten Fischerhafen. Ihre Augen werden überzeugt sein, sie blickten in den Sonnenuntergang. Ihre Zunge wird glauben, dass sie die Flut schmecke. Und Ihre Hände werden das Gefühl haben, sie hissten das Ankertau.

Man kann Whisky nicht einfach in irgendeiner Kneipe treffen wie einen flüchtigen Bekannten. Er braucht Aufmerksamkeit und Ruhe. Und weil es so wenige schottische Bauernhäuser in Hamburg gibt, war es so schön, dass es Ossis Kneipe gab. Und jetzt hat er aus irgendeinem moralischen Impuls heraus keine Lust mehr, Alkohol unters Volk zu bringen. Wir verstehen nur, dass wir ein neues Sanktuarium brauchen. Und wohin zieht es Heimatlose in Hamburg? Logisch, ins Hotel Atlantic.

Was hat Ossi immer gesagt? »Wichtig beim Whiskytrinken ist, dass nicht so viele Leute da rumschnattern.« Im Atlantic wird nicht geschnattert. Nur ein prächtiger Marmorbrunnen blubbert in der Mitte des großzügigen Atriumgartens vor sich hin, und im Hintergrund parliert leise ein Piano. Probieren wir es mit einem Glenmorangie, 18 Jahre alt.

DIE ZEIT – Darauf einen doppelten Laphroaig

18 Jahre, das ist unter Whiskys ein ehrfurchtgebietendes Alter. Das Destillat ist so lange in einem alten Sherry-Fass gereift, wie es hierzulande dauert, bis man als wahlberechtigt gilt. Die schottischen Staatsbürgerschaftsrechte bekommt ein Whisky indes schon nach drei Jahren. Nach dieser Lagerzeit darf er sich »Scotch« nennen. Im Fass entwickelt sich der rohe 70-prozentige Fusel zu einer gepflegten Persönlichkeit, bis er mit gesellschaftsfähigen 40 bis 45 Prozent Alkohol in die Flasche gefüllt wird. Unser Glenmorangie hat dem Eichenholz seine schönsten Pigmente abgetrotzt. Er liegt im Glas wie flüssiger Bernstein. Wir schwenken es behutsam, wie ein Dirigent, der ein Andante einleitet.

Zwei Millionen Flaschen Malt haben die Deutschen voriges Jahr geleert

Derart gerührt, fängt der Glenmorangie an zu weinen. Am Innenrand des Glases bildet sich ein Vorhang aus Tränen, die Tröpfchen ziehen unzählige Bahnen hinunter zum Füllstrich. Ein Zeichen für Öligkeit und damit für milde Struktur. Wir halten unsere Nasen ins Glas. Lack, sagt der erste Eindruck. Dann eine leichte Zitronen-Note. Schließlich, nach einer kleinen Weile, steht das Geruchsbild ganz deutlich vor Augen: eine alte Lederjacke, die jemand mit geschmolzenen Toffifees eingerieben hat. Das Wasser läuft uns im Mund zusammen.

Eine Grundregel: Wenn Sie beschreiben wollen, wie ein Whisky riecht oder schmeckt, sollte Ihnen nichts peinlich sein. Sagen Sie ruhig Sachen wie: Das Bouquet ist so schottisch wie die Tennisschuhe von John McEnroe. Oder: Ich kenne Neoprenanzüge, die weniger künstlich schmecken. Wenn Sie ein bisschen schüchtern sind und dennoch an der Bar glänzen wollen, können Sie auch bildungsbürgerliches Verkostungsvokabular mobilisieren. Man kann zum Beispiel sagen: Also, das Odeur dieses Glenlivet erinnert doch stark an die Anna-Amalia-Bibliothek, finden Sie nicht? Oder: Der Pittyvaich ist im Abgang etwas zurückhaltend, nicht wahr, fast wie der frühe Thomas Mann.

Was »Abgang« oder *finish* bedeutet, beschreibt der große Whisky-Kenner Charles McLean so: »Die Dauer der Zeit, die der Whisky nach dem Schlucken noch nachklingt.« Anders ausgedrückt: Wenn der Mundraum eine Kathedrale wäre und der Whisky ein Meistersänger, dann wäre der Abgang sein Echo im Raum. Unser Glenmorangie hallt lange nach, ein sanfter Tenor mit großem Volumen.

Was haben wir als Nächstes? Einen Cardhu aus den Highlands, zwölf Jahre alt. Er zählt zu den zehn meistverkauften Malt-Whiskys der Welt. Damit ist er einer der großen Profiteure der Single-Malt-Mode, sprich: des Trends zum unverschnittenen Whisky aus nur einer Sorte gemälzter Gerste. 46 Millionen Flaschen haben die schottischen Brennereien im vergangenen Jahr exportiert, zehn Prozent mehr als 2001. Zwei Millionen davon haben die Deutschen ausgetrunken. Keine schlechte Quote. Ossi pflegte zu erzählen, dass ein befreundetes Pärchen seine erste Tochter Talisker genannt hat, nach dem legendären Single Malt von der Isle of Skye.

Allerdings: Alle, die den Malt schätzen, sollten auch die Blended Whiskys ehren, also die Marken, die aus verschiedenen Malz- und anderen Getreide-Destillaten hergestellt sind. Denn erst dieses Verschneiden hat den Whisky marktfähig gemacht. Noch im 19. Jahrhundert waren Single Malts die reinsten Rachenputzer. Deswegen waren die Highlander stolz darauf, dass nur sie, die *tough men*, diesen Lumpenalkohol vertrugen. Winston Churchill berichtete einmal: »Mein Vater hätte niemals Scotch getrunken, es sei denn im Sumpf oder an einem anderen trostlosen, feuchten Ort. Seine Generation trank Brandy.« Der Schotte Andrew Usher kam im Jahr 1853 auf den heilbringenden Gedanken, Getreide- und Malzwhisky zu mischen, um die bissigen Säfte zu zähmen.

Aber zurück zu unserem Cardhu-Malt. Sein Bouquet führt uns durch eine Heidelandschaft, an deren Ende eine Karamellfabrik steht. Wir nehmen einen Schluck und reißen die Augen auf. Es ist, als habe uns jemand einen Scheit Sandelholz in den Mund gesteckt und uns anschließend den Rachen mit Schleifpapier ausgekratzt. Einfach großartig.

Whisky verlangt nach rustikaler Gemütlichkeit Whiskey erst recht

Er könnte ruhig noch ein bisschen mehr Malt verkaufen, findet der Barchef des Atlantic, Alberto Costa. Deswegen wünscht er sich mehr Amerikaner herbei. »Die trinken fast nur Malt-Whiskys, ich würde sagen, zu 80 Prozent.«

Es war übrigens eine feige französische Reblaus, der dem Whisky zu seinem globalen Durchbruch verholfen hat. 1863 vernichtete eine Phylloxera-Plage die gesamte französische Traubenernte. Churchills Vater und der Rest der Welt standen ohne den gewohnten Weinbrand da. Das schottische *uisge beatha* (gälisch für Lebenswasser, sprich: ischge baha) schloss die Versorgungslücke.

Also, ruhig genug zum Whiskytrinken ist es zwar im Atlantic. Aber, um auf das Eingangsbeispiel zurückzukommen, auch die nobelsten Hotels erinnern an Bahnhöfe. Ein Kommen und Gehen, kurzlebige Whisky-Romanzen im Dämmerlicht. Udo Lindenberg hat im Zusammenhang mit Geschäftsreisenden mal von *Lady Whisky* gesungen und damit etwas durchaus Schlampiges gemeint. Whisky verlangt nach rustikalerer Gemütlichkeit. Auf in den Irish Pub. Der Dielenboden knarrt und sieht aus wie mit Guinness bemalt. Die Holztische sind so dick, dass man drauf tanzen könnte. Es riecht, als sei eine Bierleitung geplatzt. Das Ambiente stimmt schon mal im Irish Rover. Aber, herrje, diese irischen Whiskys sind so unerzogen wie die Hurley-Mannschaft von West-Belfast. Die Iren destillieren ihren Whiskey dreifach statt wie die Schotten zweifach. Dadurch, erzählen die Iren seit Jahrhunderten, würden ihre Sorten besonders mild. Das ist, müssen wir feststellen, schlicht eine Lüge.

Der zehn Jahre alte Bushmills Malt ließe sich wahrscheinlich erfolgreich als Feuerzeugbenzin vermarkten. Der Knappogue Castle stinkt nach Aufschnitt. Der Connemara Cask Strength schließlich dürfte allen gefallen, die abends gerne noch mal an einer morschen Trauerweide lutschen. Warum gibt es eigentlich keine Scottish Pubs? Oder wenigstens Scotch in Irish Pubs? Die Welt könnte so schön sein. Übrigens, falls Sie sich fragen, warum man irischen Whiskey mit »ey« und schottischen mit »y« schreibt, hier ist unsere Antwort: zur Warnung.

Wir unternehmen einen letzten Versuch, ein neues Refugium aufzutun: eine echt Eppendorfer Bar. Retro-Styling in Chrom und Buchenholz. Die Whiskykarte zeigt die obligaten Marken der Generation Malt. Glenfiddich, Bowmore, Talisker, Dalwhinnie, Bowmore, Lagavulin. Was man eben glaubt so führen zu müssen in hippen Hamburger Kreativenkreisen.

Der Barkeeper prüft uns, während wir die Auswahl prüfen. Die Wahl wird eng. »Einmal den Glänfiddich für die Herren? Achtzehn Jahre? Sehr gerne.« Wir finden ihn ein bisschen einfach strukturiert. Entschuldigung, wir hätten gerne noch ein Glas von dem japanischen Single Malt, dem Suntory Yamazaki!

Hinter der Theke klirren Gläser, Külschranktüren knallen, der Kellner wischt die Spüle aus. Direkt vor unserer Nase. Mit Pril. Jetzt schmeckt dieser wahnsinnig teure Japaner nach Klebstoff. Aber wahrscheinlich sind daran nicht die Japaner schuld, es ist diese Bar, in der die Leute glauben, Single Malt sei ein neuer In-Schnaps für Partnerlose.

Oh, Ossi, wie Recht du hast. Wahrscheinlich bietet dieses Jahrhundert Whisky-Liebhabern keinen Platz mehr. Bitte, bitte, überleg es dir noch mal mit deinem Laden. Klar, Whisky mag gefährlich sein, es sollen schon Leute besoffen gewesen sein von der Liebe zu ihm. Aber kein Alkohol ist doch auch keine Lösung.

*Siehe auch Reisen: Eine Wallfahrt per Schiff zu Schottlands Whisky-Destillieren: Schotten dicht Von Jan Jepsen